

Beiträge zur neueren schweizerischen Literaturgeschichte

Autor(en): **Schmid, F.O.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 3

PDF erstellt am: **24.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748211>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Beiträge zur neueren Schweizerischen Literaturgeschichte.



Vorbemerkung.

Es soll in dieser Rubrik versucht werden, die bedeutendsten Vertreter unserer nationalen Literatur zur Besprechung zu bringen. Die Grundsätze, die mich hiebei leiten, gipfeln in dem Bestreben, weder eine trockene Bücher-geschichte zu schreiben, noch mich in philologische Spitzfindigkeiten und Kleinlichkeiten zu verlieren. Sondern ich werde mich bemühen, die betreffenden Dichter und ihre Werke in der Totalität zu erfassen, auf ihr Wesentlichstes und Eigentümlichstes hinzuweisen und ihre Bedeutung für unser geistiges Leben festzustellen, soweit dies heute schon möglich ist. Dabei werde ich das Schwergewicht in erster Linie auf das Gesunde und Echte legen und zugleich durch die Art der Darstellung versuchen, zum Genuß dieses Gesunden und Echten anzuregen. Selbstverständlich schließt dies eine ruhige und sachliche Kritik der vorhandenen Fehler und Mängel nicht aus, im Gegenteil.

Zur Besprechung werden nach und nach in Einzelausführungen gelangen:

C. A. Bernoulli, Jakob Böhmer, Adolf Frey, Viktor Hardung, J. C. Heer, Karl Hendell, Hermann Hesse, Ricarda Huch, Meinrad Lienert, Fritz Marti, Arnold Ott, Walter Siegfried, Karl Spitteler, Adolf Böglin, J. B. Widmann, Ernst Zahn. Ferner in einer Gesamtübersicht die Jüngern und Jüngsten.

Es ist selbstverständlich, daß die allerdings durch ihre Geburt dem Ausland angehörenden, aber mit dem Schweizerischen Schrifttum mehr oder weniger eng verwachsenen Schriftsteller wie Karl Hendell, Hermann Hesse, Ricarda Huch u. a. hier ebenfalls mitgezählt und besprochen werden, umso mehr, als ja die Bezeichnung „Schweizerische National-literatur“ ein Begriff mit fließenden Grenzen ist, der sich keineswegs scharf bestimmen und festlegen läßt.

Bei der Besprechung werde ich mich weder an die alphabetische Reihenfolge halten, noch beabsichtige ich, durch die Reihenfolge der Besprechungen irgendwelche Rangordnung festzustellen. Hingegen werde ich mich, gemäß dem Versprechen, das wir im Programm zu dieser Zeitschrift gegeben haben, bemühen, den Einzelnen in möglichst objektiver Weise gerecht zu werden, und vor allem nicht, wie es heute so oft geübt wird, das weniger Gelungene herausgreifen und von da aus ab-

schätzend über das Ganze urteilen. Daß trotzdem das Menschlich-Allzumenschliche in diesen Besprechungen auch zum Vorschein kommen wird, daran zweifle ich nicht; aber dies wird immer der Fall sein, so lange Kritik und Literaturgeschichte von Menschen und nicht von Göttern geschrieben werden.



I. Hermann Hesse.

Noch vor wenigen Jahren war der Name Hermann Hesses in deutschen wie in schweizerischen Landen so gut wie unbekannt. Zwar waren schon in der Zeit von 1898—1901 mehrere Bändchen Gedichte und Novellen von ihm erschienen, und wenn der größte Teil unserer Tageskritik nicht so sehr im Argen läge, so hätte man schon daraus erkennen können, daß hier ein ganz bedeutendes, wenn auch noch nicht ausgereiftes und abgeklärtes poetisches Talent ans Tageslicht trete. Auch als 1902 seine von Karl Busse gesammelten und herausgegebenen Gedichte erschienen, hörte man im deutschen Blätterwald noch nicht viel von dem jungen Poeten, wiewohl er sich darin geradezu als einer der bedeutendsten und feinführendsten Lyriker unserer Zeit dokumentierte. Immerhin wurde man doch in einzelnen berufenen Kreisen bereits auf ihn aufmerksam, und als dann 1904 der Schweizerroman „Peter Camenzind“ erschien, wurde dieses wundervolle Buch allseitig mit Jubel oder doch mit hoher Anerkennung begrüßt, machte den Verfasser fast über Nacht zum berühmten Mann und erlebte in nicht viel mehr als zwei Jahren über 30 Auflagen.

Zu Anfang 1906 gab dann Hesse sein zweites großes Prosawerk, den Roman „Unterm Rad“ heraus, der zuerst im Feuilleton der „Neuen Zürcher Zeitung“ veröffentlicht worden war, und der mit seinen bis heute erreichten 20 Auflagen einen im Verhältnis zur Zeit noch größeren äußern Erfolg aufzuweisen hat, als der „Peter Camenzind“, wenn er ihn an innerem Wert auch nicht ganz erreicht.

Zwischenhinein kamen in der bekannten Sammlung „Die Dichtung“ noch zwei kleinere Werke Hesses heraus, eine Biographie Boccaccios und eine solche des heiligen Franz von Assisi.

„Peter Camenzind“ (Verlag von S. Fischer, Berlin) ist ein autobiographischer Entwicklungsroman von der Art des „Grünen Heinrich“, auf dessen Schultern er auch steht, freilich ohne ihn einseitig nachzuahmen. Man möchte vielmehr behaupten, daß er in vieler Hinsicht völlig ebenbürtig neben dem großen Vorbild steht. Was er mit diesem in erster Linie gemein hat, ist der rücksichtslose Mut zur Wahrheit, die schonungslose Darlegung einer Menschenseele, der unverhohlene und un-

verfälschte Einblick in das Innere eines mit allen guten und bösen Mächten ringenden Individuums. Ohne alle Lüge, Heuchelei und falsche Scham wird diese Seele im hellen, scharfen Licht des Tages vor uns ausgebreitet, daß wir all die geheimen Fäden und Beziehungen, die im menschlichen Sein Tun und Denken bestimmen, Ursache und Wirkung miteinander verknüpfen, entwirrt vor uns sehen, und der ganze ewige Mensch in seiner tiefsten Wesenheit vor uns steht.

Der Gang der Handlung ist einfach, ohne große äußere Taten und aufregende Ereignisse. Peter Camenzind, in dem sich schon frühe, wenn auch noch geheimnisvoll unter der Oberfläche verborgen und ihm selber unbewußt, der „Dichter“ regt, verlebt seine Jugend als Bauernbursche in einem kleinen, an den Ufern eines Sees gelegenen Schweizerdörfchen. Durch einen Zufall wird seine geistige Begabung entdeckt, er wird zum Studium bestimmt, muß Latein, Botanik, Geographie usw. lernen und wird „in üblicher Weise mit Freiplatz und Freitisch an einem Gymnasium erzogen und zum Philologen bestimmt.“

Die Darstellung der Entwicklung dieses Knaben- und Jünglingslebens zählt in seiner kurzen, knappen, alles Überflüssige vermeidenden und doch alles Wesentliche in sich schließenden Form zum Bedeutendsten, was wir in dieser Beziehung besitzen. Wohl noch selten ist das durch die Liebe geweckte erste Hervortreten der dichterischen Fähigkeiten eines jungen Poeten, das Erwachen dessen, was man das Gefühl für das Ideale nennt, die Zeit der ersten Ahnungen und weitgespannten Hoffnungen auf künftige Herrlichkeit und Größe neben dem noch gährenden und brausenden Jugendübermut so prächtig geschildert worden, wie in den untenstehenden Zeilen; noch selten die darauf erwachende bittere Erkenntnis, daß das Leben nicht mit Hoffnungen und Träumen rechnet, sondern nur mit den realen Verhältnissen, daß aus nichts nichts kommen kann, und auch das ungemessenste Wollen noch keinen Deut beiträgt zum einfachsten Können, daß, wer daher in der Welt etwas Bedeutendes erreichen will, dies nur auf Grund einer nie erlahmenden Arbeit an sich selbst, einer eisernen Selbstzucht und unerbittlichen Selbstkritik fertig bringt, kürzer und besser gesagt worden als hier:

„Mit siebzehn Jahren verliebte ich mich in eine Advokatentochter. Sie war schön und ich bin stolz darauf, daß ich mein Leben lang immer nur in sehr schöne Frauenbilder verliebt war. Was ich um sie und um andere litt, erzähle ich ein andermal. Sie hieß Köst Girtanner und ist heute noch der Liebe ganz anderer Männer, als ich bin, würdig.

Damals brauste mir die ungebrauchte Jugendkraft in allen Gliedern. Ich ließ mich mit meinen Kameraden in tolle Raufhändel ein, fühlte mich stolz als besten Ringer, Ballschläger, Wettläufer und Ruderer und war nebenher beständig schwermütig. Das hing kaum mit der Liebesgeschichte zusammen. Es war einfach die süße Schwermut des Vorfrühlings, die mich stärker als andere anfaßte, so daß ich Freude an traurigen

Vorstellungen, an Todesgedanken und an pessimistischen Ideen hatte. Natürlich fand sich auch der Kamerad, der mir Heines Buch der Lieder in einer billigen Ausgabe zu lesen gab. Es war eigentlich kein Lesen mehr, — ich goß in die leeren Verse mein volles Herz, ich litt mit, dichtete mit und geriet in ein lyrisches Schwärmen hinein, das mir vermutlich zu Gesichte stand wie dem Ferkel die Chemisette. Bis dahin hatte ich von aller „schönen Literatur“ keine Ahnung gehabt. Nun folgte Lenau, Schiller, dann Goethe und Shakespeare, und plötzlich war mir der blasse Schemen Literatur zu einer großen Gottheit geworden.

Mit süßem Schauer fühlte ich aus diesen Büchern mir die würzig kühle Luft eines Lebens entgegen strömen, das nie auf Erden gewesen und doch wahrhaftig war und nun in meinem ergriffenen Herzen seine Wellen schlagen und seine Schicksale erleben wollte. In meinem Lesewinkel auf der Dachbodenkammer, wohin nur das Stundenschlagen vom nahen Turmgestühl und das trockene Klappern der daneben nistenden Störche drang, gingen die Menschen Goethes und Shakespeares bei mir ein und aus. Das Göttliche und Lächerliche alles Menschenwesens ging mir auf: das Rätsel unseres zwiespältigen unbändigen Herzens, die tiefe Wesenheit der Weltgeschichte und das mächtige Wunder des Geistes, der unsre kurzen Tage verklärt und durch die Kraft des Erkennens unser kleines Dasein in den Kreis des Notwendigen und Ewigen erhebt. Wenn ich den Kopf durch die schmale Fensterluke steckte, sah ich die Sonne auf Dächer und schmale Gassen scheinen, hörte verwundert die kleinen Geräusche der Arbeit und Alltäglichkeit verworren heraufrauschen und fühlte das Einsame und Geheimnisvolle meines von großen Geistern erfüllten Dachwinkels wie ein sonderbar schönes Märchen mich umgeben. Und allmählich, je mehr ich las, und je wunderlicher und fremder mich das Hinunterblicken auf Dächer, Gassen und Alltag ergriff, tauchte des öftern zaghaft und beklemmend das Gefühl in mir auf, auch ich sei vielleicht ein Seher, und die vor mir ausgebreitete Welt warte auf mich, daß ich einen Teil ihrer Schätze höbe, den Schleier des Zufälligen und Gemeinen davon löse und das Entdeckte durch Dichterkraft dem Untergang entreiße und verewige.

Schamhaft fing ich an ein wenig zu dichten, und es füllten sich allmählich einige Hefte mit Versen, Entwürfen und kleinen Erzählungen an. Sie sind untergegangen und waren vermutlich wenig wert, bereiteten mir aber Herzklopfen und heimliche Wonne genug. Nur langsam folgte diesen Versuchen Kritik und Selbstprüfung nach, und erst im letzten Schuljahr trat die notwendige erste, große Enttäuschung ein. Ich hatte schon begonnen mit meinen Erstlingsgedichten aufzuräumen, und meine Schreiberei überhaupt mit Mißtrauen zu betrachten, als mir durch Zufall ein paar Bände Gottfried Keller in die Hände fielen, die ich sogleich zweimal und dreimal hintereinander las. Da sah ich in plötzlicher Erkenntnis, wie fern meine unreifen Träumereien der echten, herben, wahrhaftigen Kunst gewesen waren, verbrannte meine Gedichte und Novellen und blickte nüchtern und traurig mit peinlichen Kagenjammergefühlen in die Welt.“

Ein anderes Erlebnis macht einen noch tieferen Eindruck auf den jungen Gymnasiasten: er sieht die Mutter sterben, „stille, ernst und tapfer, wie es ihrer Art zukam.“ An ihrer Leiche spürt er zum ersten Mal den schauernden Hauch der Ewigkeit durch sein Inneres strömen und sich mit seinem Wesen vermischen. „Das Leben hatte mir seine graue Werktagsseite gezeigt, nun trat es plötzlich mit seinen ewigen Tiefen vor mein befangenes Auge und belud meine Jugend mit einer schlichten, mächtigen Erfahrung.“

Nach Beendigung der Gymnastienzeit kommt Peter Camenzind als Student auf die Universität nach Zürich, zum ersten Mal in die volle Freiheit des Lebens hinaus:

„Aus der nüchternen und drückenden Luft der Heimat herausgekommen, tat ich große Flügelschläge der Wonne und Freiheit. Wenn ich sonst im Leben je und je zu kurz gekommen bin, so habe ich doch die absonderliche, schwärmerische Lust der Jugendzeit reich und rein genossen. Gleich einem jungen Krieger, der am blühenden Waldrand rastet, lebte ich in seliger Unruhe zwischen Kampf und Getändel; und wie ein ahnungsvoller Seher stand ich an dunkeln Abgründen, dem Brausen großer Ströme und Stürme lauschend und die Seele gerüstet, den Zusammenklang der Dinge und die Harmonie alles Lebens zu vernehmen. Tief und beglückt trank ich aus den vollen Bechern der Jugend, litt in der Stille süße Leiden um schöne, scheu verehrte Frauen und kostete das edelste Jugendglück einer männlich frohen, reinen Freundschaft bis zum Grunde.

In einem neuen Buksfinanzug und mit einer kleinen Kiste voll Bücher und sonstiger Habe kam ich angefahren, bereit mir ein Stück Welt zu erobern und so bald als möglich den Raubheinen daheim zu beweisen, daß ich aus einem anderen Holze als die übrigen Camenzinde geschnitten sei. Drei wundervolle Jahre wohnte ich in derselben weithinblickenden, windigen Mansarde, lernte, dichtete, sehnte mich und fühlte alle Schönheit der Erde mich mit warmer Nähe umgeben. Nicht jeden Tag hatte ich etwas warmes zu essen, aber jeden Tag und jede Nacht und jede Stunde sang und lachte und weinte mir das Herz, einer starken Freude voll, und hielt das liebe Leben heiß und sehnlich an sich gedrückt.“

In Zürich lernt der junge Student den Wert einer echten und treuen Freundschaft kennen, schreibt kleine Novellen, die in den Zeitungen Aufnahme finden und sonnt sich im Glanz des ersten Ruhmes. Er verliebt sich in eine schöne Malerin, macht zuerst alle Seligkeiten einer hoffnungsvollen, dann alle Qualen einer hoffnungslosen Liebe durch, wird dadurch zum Trinker und singt in wahrhaft poetischer Weise das Lob des Weins, kommt — nachdem er mit seinem Freund das Land seiner Sehnsucht, Italien, besucht hatte und ihm dieser Freund kurz darauf zu seinem ungeheuren Schmerze stirbt — als Redakteur einer deutschen Zeitung in literarische Händel hinein, legt seine Stelle nieder und wird als Korrespondent nach Paris geschickt, wo er, wie er selbst sagt, „in diesem verfluchten Nest zigeunerte, verbummelte und auf verschiedenen Gebieten einen starken Tobak rauchte.“ Trotzdem findet er sein inneres und äußeres Gleichgewicht wieder, kehrt zurück in die Schweiz, nach Basel, wo er sich aufs neue tief und hoffnungslos verliebt, um dann nach wiederholten Aufenthalten in Italien der Pfleger, Tröster und einzige Sonnenschein eines armen verkrüppelten Menschenkindes zu werden, bis zu dessen Ende. Dann kehrt er in seinen Heimatsort zurück, wo er sich mit dem Gedanken trägt, Gastwirt oder so etwas zu werden, und da als rechter Bauer sein Leben zu Ende zu führen. Das Buch schließt mit den Worten:

„Und in der Lade liegen die Anfänge meiner großen Dichtung. „Mein Lebenswert“, könnte ich sagen. Es klingt aber zu pathetisch und ich sage es lieber nicht, denn ich muß bekennen, daß Fortgang und Vollendung desselben auf schwachen Beinen stehen. Vielleicht kommt noch einmal die Zeit, daß ich von neuem beginne, fortfahre und vollende; dann hat meine Jugendsehnsucht Recht gehabt und ich bin doch ein Dichter gewesen.

Das wäre mir soviel oder mehr als der Gemeinderat und als die Steindämme wert. Das Vergangene und doch Unverlorene meines Lebens aber, samt allen den lieben Menschenbildern, von der schlanken Rösi Girtanner bis auf den armen Boppi, wöge es mir nicht auf.“

Wenn wir an diesem wundervollen Buche etwas auszusagen haben, so ist es der ganze Schluß. Es liegt eine müde Resignation, ein dumpfes Verzichten darin, daß dieser feinfühlig und dichterisch so hoch veranlagte Mensch wieder Bauer oder Gastwirt werden möchte, es ist, als hätten hier Rousseau, Tolstoi oder Ruskin mit ihrer „Rückkehr zur Natur!“ eingegriffen und dem Werk zu diesem, ich möchte fast sagen pessimistischen Schluß verholfen, in dem keine Entwicklung, kein mutiges Vorwärtsschreiten liegt, was man doch gerade bei diesem Roman hätte erwarten dürfen. Statt einer frohen und tapferen Lebensbejahung sehen wir nur ein großes Fragezeichen, das nun allerdings diese Lebensbejahung nicht ausschließt, aber auch ihr Gegenteil nicht.

Aber trotz dieser kleinen Aussetzung ist der Peter Camenzind, wie schon gesagt, ein wundervolles Buch, das wie nicht schnell eines der Gefühlswelt des modernen Menschen nahe kommt, dessen tiefste und geheimste seelischen Regungen und Empfindungen zum Ausdruck bringt. Peter Camenzind sagt an einer Stelle: „Für einen Dichter hielt ich mich nicht. Was ich gelegentlich schrieb, war Feuilleton, nicht Dichtung. Im stillen trug ich aber die geheimgehaltene Hoffnung, es werde mir eines Tages gegeben werden, eine Dichtung zu schaffen, ein großes, kühnes Lied der Sehnsucht und des Lebens.“

Hermann Hesse hat im vorliegenden Buch dieses große, kühne Lied geschrieben: Die Sehnsucht des hellen Tages, wenn die Seele mit den weißen Wolken träumend in die weite blaue Ferne hinüberzieht, die Sehnsucht der stillen Nacht, wenn die leuchtenden Sterne in seliger Klarheit ihre schon Jahrtausende alten Bahnen wandeln und in den ewigen Weiten die geheimnisvollen Stimmen der Nacht zu rufen und zu locken beginnen, die helle, unklar schwellende Sehnsucht des Frühlings und die schwermütige Sehnsucht des Herbstes, all das heiße und wilde Glücksverlangen nach einer hohen und reinen Liebe, voll süßer Schönheit an der Oberfläche und voll geheimen Zaubers in der Tiefe, all das Hoffende, Unstillbare, ruhlos Treibende und Drängende, das sich manchmal in uns

sammelt wie zu einem Schrei, all die Menschheitssehnsucht und das Erdenheimweh unserer Zeit liegt in diesem Buche, all das hat in ihm einen wirklich dichterischen Ausdruck gefunden, ist hier zum ersten Mal in so konzentrierter und poetisch vertiefter Weise dargestellt worden. Nichts ist gewollt und gemacht daran, alles atmet die größte Lebenswahrheit. Der Verfasser hat seine Gefühle und Ideen nicht künstlich in das Leben hineingetragen, sondern das Leben selbst dichtet aus diesem den Pulsschlag unserer Zeit wie kaum einer verstehenden modernen Menschen und bedeutenden Poeten heraus, aus jeder Zeile spricht die mitschwingende Dichterseele, das Mitgefühlte und Miterlebte. Deshalb wirkt dieses Buch auch so elementar, so ursprünglich und überwältigend, es ist ein Buch, das einen in allen Tiefen aufwühlt, und das man stets aufs neue zur Hand nimmt, um immer wieder neue Schönheiten darin zu entdecken. Man darf es ruhig zu den allerbedeutendsten Erscheinungen der ganzen deutschen Literatur der letzten Jahrzehnte rechnen.

Das nächstbedeutende Prosawerk des Dichters ist der Roman „Unterm Rad“ (Verlag von S. Fischer, Berlin). Er zeigt, wie ein hochbegabtes, feinveranlagtes Menschenkind an dem Martyrium der Schule, an der Verständnislosigkeit seines Vaters und seiner Lehrer zugrunde geht. Der zarte und schwachnervige Hans Giebenrath wird in seinem schwäbischen Heimatort für das sogenannte Landexamen vorbereitet. Er soll ins Stift, um dort zum Stolz seines Vaters und seiner Lehrer Pfarrer zu werden. Das Examen besteht er als Zweiter, kommt nach Hause, um da die ihm noch gegönnten Ferien zu verbringen, und freut sich schon, beim Angeln, Baden und in stillen, verlorenen Träumen den Bücherstaub und sein Kopfweh los zu werden. Aber er soll ja ein Muster Schüler werden, soll dem Ort und seinen Erziehern Ehre machen, und für Muster Schüler sind natürlich die Ferien nicht da, um dem natürlichen Drang der Jugend, der Knabenlust und Knabenfreude Raum zu geben und sich wieder einmal etwas auszuleben. O nein! Durch eifriges Zureden und das Aufstacheln seines Ehrgeizes gelingt es leicht, ihn statt dessen hinter die Bücher zu zwingen:

„Der in der Angst und im Triumph des Examens untergetauchte Ehrgeiz war wieder wach und ließ ihm keine Ruhe. Zugleich begann wieder das eigentümliche Gefühl im Kopf sich zu regen, das er in den letzten Monaten so oft gefühlt hatte — kein Schmerz, sondern ein hastig triumphierendes Treiben beschleunigter Pulse und heftig aufgeregter Kräfte, ein eilig ungestümes Vorwärtsbegehren. Nachher kam freilich das Kopfweh, aber so lange jenes feine Fieber dauerte, rückte Lektüre und Arbeit stürmisch voran,“ dann las er spielend die schwersten Sätze im Xenophon, die ihn sonst Viertelstunden kosteten, dann brauchte er das Wörterbuch fast gar nie, sondern flog mit geschärftem Verständnis über ganze schwere Seiten rasch und freudig hinweg. Mit diesem gesteigerten Arbeitsfieber und Erkenntnisdurst traf dann ein stolzes Selbstgefühl zusammen, als lägen Schule und Lehrer und Lehrjahre schon längst hinter ihm,

und als schreite er schon eine eigene Bahn, der Höhe des Wissens und Könnens entgegen.

Das kam nun wieder über ihn und zugleich der leichte, oft unterbrochene Schlaf mit sonderbar klaren Träumen. Wenn er nachts mit leichtem Kopfweh erwachte und nicht wieder einschlafen konnte, befiel ihn eine Ungeduld, vorwärts zu kommen, und ein überlegener Stolz, wenn er daran dachte, um wie viel er allen Kameraden voraus war, und wie Lehrer und Rektor ihn mit einer Art von Achtung und sogar Bewunderung betrachteten hatten.

Dem Rektor war es ein inniges Vergnügen gewesen, diesen von ihm geweckten, schönen Ehrgeiz zu leiten und wachsen zu sehen. Man sage nicht, Schulmeister haben kein Herz und seien verknöcherte und entfesselte Pedanten! O nein, wenn ein Lehrer sieht, wie eines Kindes lange erfolglos gereiztes Talent hervorbricht, wie ein Knabe Holzsäbel und Schleuder und Bogen und die anderen kindischen Spielereien ablegt, wie er vorwärts zu streben beginnt, wie der Ernst der Arbeit aus einem rauhen Pausbad einen feinen, ernstesten und fast asketischen Knaben macht, wie sein Gesicht älter und geistiger, sein Blick tiefer und zielbewußter, seine Hand ruhiger, weißer und stiller wird, dann lacht ihm die Seele vor Freude und Stolz. Seine Pflicht und sein ihm vom Staat überantworteter Beruf ist es, in dem jungen Knaben die rohen Kräfte und Begierden der Natur zu bändigen und auszurotten, und an ihre Stelle stille, mächtige und staatlich anerkannte Ideale zu pflanzen. Wie mancher, der jetzt ein zufriedener Bürger und strebsamer Beamter ist, wäre ohne diese Bemühungen der Schule zu einem haltlos stürmenden Neuerer oder unfruchtbar sinnenden Träumer geworden! Es war etwas in ihm, etwas Wildes, Regellooses, Kulturloses, das mußte erst zerbrochen werden, eine gefährliche Flamme, die mußte erst gelöscht und ausgetreten werden. Der Mensch, wie ihn die Natur erschafft, ist etwas Unberechenbares, Undurchsichtiges, Feindliches. Er ist ein von unbekanntem Berge herbrechender Strom und ist ein Urwald ohne Weg und Ordnung. Und wie ein Urwald gelichtet und gereinigt und gewaltsam eingeschränkt werden muß, so muß die Schule den natürlichen Menschen zerbrechen, bestegen und gewaltsam einschränken; ihre Aufgabe ist es, ihn nach obrigkeitlicherseits gebilligten Grundsätzen zu einem nützlichen Gliede der Gesellschaft zu machen, und die Eigenschaften in ihm zu wecken, deren völlige Ausbildung alsdann die sorgfältige Zucht der Kaserne krönend beendigt.

Wie schön hatte sich der kleine Giebenrath entwickelt! Das Strolchen und Spielen hatte er fast von selber abgelegt, das dumme Lachen in den Lektionen kam bei ihm längst nimmer vor, auch die Gärtnerei, das Kaninchenhalten und das leidige Angeln hatte er sich abgewöhnen lassen.“

Man fühlt, wie aus der Ironie dieser Zeilen der Zorn des Dichters und sein Mitleid mit der bereits „unters Rad“ gekommenen armen Knabenseele herauszittert. Aber das ist ja erst der Anfang. Im Seminar geht der Wettlauf, die Streberei in noch höherem Maße los, die Kopfschmerzen werden immer stärker, es geht zurück in allem, in körperlicher und seelischer Hinsicht und zuletzt, ja da ist eben der Hans Giebenrath „nervenkrank“, ist im innersten Kern seines Wesens zerstört und zugrunde gerichtet. Aber auch jetzt versteht man ihn noch nicht:

„Alle diese ihrer Pflicht beflissenen Lenker der Jugend, vom Ephorus bis auf den Papa Giebenrath, Professoren und Repetenten, sahen in Hans ein böses Element, ein Hindernis ihrer Wünsche, etwas Verstocktes und Träges, das man zwingen und

mit Gewalt auf gute Wege zurückbringen müsse. Keiner, außer vielleicht jenem mitleidigen Repetenten, sah hinter dem hilflosen Lächeln des schmalen Knabengesichts eine untergehende Seele leiden und im Ertrinken angstvoll und verzweifelt um sich blicken. Und keiner dachte etwa daran, daß die Schule und der barbarische Ehrgeiz eines Vaters und einiger Lehrer dieses gebrechliche, feine Wesen soweit gebracht hatten, indem sie in der unschuldig vor ihnen ausgebreiteten Seele des zarten Kindes ohne Rücksicht wüteten. Warum hatte er in den empfindlichsten und gefährlichsten Knabenjahren täglich bis in die Nacht hinein arbeiten müssen? Warum hatte man ihm seine Kaninchen weggenommen, ihn den Kameraden in der Lateinschule mit Absicht entfremdet, ihm Angeln und Bummeln verboten und ihm das hohle, gemeine Ideal eines schätzbaren, aufreibenden Ehrgeizes eingepflegt? Warum hatte man ihm selbst nach dem Examen die wohlverdienten Ferien nicht gegönnt?

Nun lag das überhete Kößlein am Weg und war nimmer zu brauchen.“

Hans Giebenrath wird aus dem Seminar entlassen, kommt, schon gänzlich gebrochen, nach Hause, macht da, noch halb wie im Traum, die Freuden und Schmerzen einer ersten scheuen Jünglingsliebe durch, soll Mechaniker werden und verschwindet leise in der Nacht des Todes, wo eine gütige Hand das arme, zertretene und zerbrochene Menschlein zum ewigen Frieden hinüberleitet:

„Zu derselben Zeit trieb der so bedrohte Hans schon kühl und still und langsam im dunklen Flusse talabwärts. Ekel, Scham und Leid waren von ihm genommen, auf seinen dunkel dahintreibenden, schwächtigen Körper schaute die kalte, bläuliche Herbstnacht herab, mit seinen Händen und Haaren und erblaßten Lippen spielte das schwarze Wasser. Niemand sah ihn, wenn nicht etwa der vor Tagesanbruch auf Jagd ziehende scheue Fischotter, der ihn listig beäugte und lautlos an ihm vorüberglitt. Niemand wußte auch, wie er ins Wasser geraten sei. Er war vielleicht verirrt und an einer abschüssigen Stelle ausgeglitten; er hatte vielleicht trinken wollen und das Gleichgewicht verloren. Vielleicht hatte der Anblick des schönen Wassers ihn gelockt, daß er sich darüber beugte, und da ihm Nacht und Mondblässe so voll Frieden und tiefer Raft entgegenblickten, trieb ihn Müdigkeit und Angst mit stillem Zwang in die Schatten des Todes.“

Ist dieses Buch, wie man sieht, auch ein Tendenzwerk, so ist es doch eines im allerbesten Sinne des Wortes. Die Tendenz ist allerdings nicht überall restlos in der Darstellung aufgegangen, einiges scheint, um die Absicht zu illustrieren, wirklich etwas zu breit ausgetreten. Es zeigt sich dies namentlich auch darin, daß der Verfasser bei aller Berechtigung seines Standpunktes hin und wieder etwas ungerecht gegen die Lehrer wird, die eben auch nur Menschen sind und keine Heiligen, und die man nicht für Fehler, die zum größten Teil im System und nicht im Einzelindividuum liegen, samt und sonders verantwortlich machen kann. Was aber auch aus diesem Werk mit aller Entschiedenheit heraustritt, ist der Eindruck, daß ein bedeutender Dichter es geschaffen hat, daß eine von tiefstem Mitleid erfüllte, blutende Poetenseele sich mit

allen Fasern in den Stoff versenkte und aus ihrem innersten Empfinden heraus gestaltend ihm künstlerische Form verlieh. So wirkt das Buch geradezu ergreifend. Mögen alle, die über junge, in der Entwicklung begriffene Menschenseelen zu wachen haben und für sie verantwortlich sind, es lesen.

Die zwischen diesen zwei großen Romanen erschienenen Biographien Boccaccios und des Franz von Assisi („Die Dichtung“: Band VII und Band XIII. Verlag von Schuster & Löffler, Berlin) vermögen sich an Bedeutung natürlich nicht mit ihnen zu messen. Aber auch sie zeugen von der großen dichterischen Gestaltungskraft Hermann Hesses und einem innigen Sich-Versenken in die melodiose Poesie der Italiener, die mit der des Dichters so viel Verwandtes hat. Namentlich ist das Bild, das er von seinem Lieblingsdichter, dem heiligen Franz von Assisi, entworfen hat, von solcher Klarheit und seelenvoller Anschaulichkeit, daß man beim Lesen vermeint, der heilige Franziskus selbst sei es, der uns mit seinem rührend menschenfreundlichen Wesen daraus entgegentrete, und man den Biographen völlig versteht, wenn er am Schlusse des Bändchens sagt:

„Wenn einer mich fragen wollte: wie magst du jenen Franz einen gewaltigen Dichter nennen, da er uns doch nichts hinterlassen hat als jene laudes creaturarum? dem würde ich antworten: er hat uns die unsterblichen Bilder des Giotto, und alle die schönen Legenden, und die Lieder des Jacopone und aller der anderen, und tausend köstliche Werke geschenkt, welche alle ohne ihn und ohne die geheime Liebesmacht seiner Seele niemals entstanden wären. Und er war einer von den rätselhaften Großen, einer der frühesten, welche unbewußt an jenem wundersamen Riesenwerke gebaut haben, welches wir die Renaissance, das ist die Wiedergeburt des Geistes und der Künste, nennen.“

Ach, es gibt so gar viele berühmte Schreiber und Dichter, welche hübsche Werkelein verfertigt haben! Aber es gibt nur wenige, welche kraft der Tiefe und Glut ihres Innersten Worte und Gedanken der Ewigkeit und der uralten Menschensehnsucht unter die Völker warfen gleich himmlischen Boten und Säemännern. Und es gibt wenige, welche nicht wegen ihrer schön gemachten Worte und Werke, sondern allein wegen ihres reinen und adeligen Wesens durch Jahrhunderte geliebt und bewundert werden und gleich seligen Sternen über uns in der reinen Höhe stehen, golden und lächelnd und gütige Führer und Leiter für die im Dunkel dahintreibenden Irrfahrten der Menschen.“

Die „Gedichte“ (Verlag von G. Grote, Berlin) zählen zu den bedeutendsten lyrischen Erzeugnissen unsrer Zeit. Was dem „Peter Camenzind“ in so starkem Maße innewohnt, die Sehnsucht nach der blauen Ferne und das Heimweh nach der Seligkeit eines tiefen, friedevollen Glücks, das heiße Verlangen nach dem Hohen, Unfaßbaren, nie Gestillten, das in den Träumen der Nacht und des Tages über unsere

Seele hinwegzieht, wie ein weißes Segel am fernen Horizont über die Fläche eines klaren Sees, fern und doch nah, unbestimmbar und doch deutlich, ohne daß wir es zu fassen und festzuhalten vermögen, all das kommt in diesen Gedichten noch stärker zum Ausdruck, weil ja gerade diese Stimmungen rein lyrischer Natur sind und sich, losgelöst von dem epischen Fluß der Erzählung, noch weit konzentrierter ausdrücken lassen. Dieser Grundzug der Sehnsucht und des Verlangens spiegelt sich namentlich in Gedichten wie die folgenden:

Wende.

Nun ist die Jugend schon verschäumt
 Und ohne Wiederkehr versunken,
 Ein Teil versonnen und verträumt,
 Ein Teil verbummelt und vertrunken.

Und die noch kaum mein eigen war,
 Die Welt der Lieder und der Sterne,
 Ward über Nacht mir wunderbar
 Zu Heimweh, Traum und blauer Ferne.

Königskind.

Wenn alle Nachbarn schlafen gingen
 Und alle Fenster dunkel sind,
 Bin ich noch wach mit heißen Wangen,
 Das heimatlose Königskind.

Dann schmück' ich mich mit Purpurträumen,
 Mit Gürtel, Krone und Geschmeid,
 Dann rauscht mit goldverbräunten Säumen
 Um meine Knie' das Königskleid.

Und meine Seele reckt sich mächtig
 In Lust und Sehnsucht, stark und bleich,
 Und schafft sich stumm und mitternächtlich
 Ein mondbeglänzttes Heimwehreich.

Aus den „Venetianischen Gondelgesprächen“.

Meiner Heimat Namen soll ich sagen?
 Irgend einen andern mußt du fragen,
 Dem des Sternenhimmels weite Räume
 Wohlbekannt sind und das Land der Träume.
 Meine Heimat liegt in gold'ner Kreise,
 Keines Wanderers noch Schiffers Reise
 Mag die schönen, silberhellen, weichen
 Küsten und Gestade je erreichen,
 Keines Weisen Mund nennt ihren Namen;
 Dennoch viele sind, die dorthier kamen,
 Viele, die in Heimwehnächten ferne
 Sie erträumen im Bezirk der Sterne,
 Die in Angst und Sehnen nach ihr rufen,
 Die ihr Bild in dunkler Seele schufen
 Und die Ahnung alles Besten, Großen
 In dies Bild und alle Liebe schlossen.

Dieser Einer bin ich, und ich reise
 Ohne Raft nach jenem goldenen Kreise.
 Deiner Stimme Klang und deines Haares
 Roseduft weckt mir ein wunderbares,
 Liebes Angedenken jenes Landes,
 Dessen namenloses, unbekanntes
 Heimatglück ich Ahnender empfunden
 Jener Stunde, da ich dich gefunden.
 Und ich ahne: Unsre regen Seelen,
 Während auf den ruhigen Kanälen
 Uns die Gondel führt auf Dämmerwegen,
 Reisen meinem Vaterland entgegen,
 Reden heimatlich vertraute Worte,
 Pochen an des fernen Landes Pforte,
 Sagen seinen fremden, selig süßen
 Namen, während unsre Lippen küssen.

Ein anderer Grundzug der Hesseschen Lyrik ist ein heißer und wilder,
 an Lenau gemahnender Schmerz, der oft wie ein Schrei wahrhaft
 erschütternd aus diesen Gedichten herauströnt. So z. B. aus:

Hast du nie an Selbstmord gedacht?

Ich dachte hundertmal daran,
 Es ließ mir keine Ruh.
 Und doch — ich hab' es nicht getan
 Ich war zu feig dazu.

Auch möcht' ich vor dem Sterben doch,
 Ich will es dir gestehn,
 Ein einzig mal von ferne noch
 Meine Mutter wiedersehn.

Nach nicht, sonst heb' ich meine Hand
 Und schlag' dir ins Gesicht!
 Du hast meine Mutter nicht gekannt —
 Ach Gott, du verstehst mich nicht!

An die Kunst.

Du hohe Kunst, der ich geglaubt
 So manches lange herbe Jahr,
 Leg' in den Schoß mein schweres Haupt
 Und glätte mir das graue Haar.

Leg' ab die Maske, ich bin da,
 Der Geiger, der dich lange kennt
 Und alle Heimlichkeiten sah
 Und dennoch in die Flamme rennt.

Gieb mir ein Lied so laut und wild,
 So lachend, bitter und gemein,
 Wie mir's aus allen Träumen quillt,
 So sollst du meine Liebste sein.

Auch hier ist es fast überall das wahrhaft Poetische, das Ursprüngliche und innerlich Erlebte, was uns sofort gefangen nimmt. Was wir den Lyrischen Kristall nennen, jene wunderbare, aufs Höchste gesteigerte Konzentration von Gefühl, Phantasie und Verstand in Verbindung mit einer kongenialen Form, die für alles den entsprechenden Ausdruck in Sprache und Rhythmus findet, ist in der Hesseschen Lyrik nicht selten zu finden. Man lese einmal wiederholt, zu verschiedener Zeit und in verschiedener Stimmung Gedichte wie die folgenden:

Der Toten.

Die ganze Straße war in Ruh',
Und nur dein Fenster war noch rot,
In deinem Zimmer warst nur du,
Du und der Tod.

Die Nacht war wolken schwarz und trieb
Verdornte Blätter trägt in Reihn.
Sie sprach zu mir: Ich hab' dich lieb,
Laß mich herein.

Dein Licht erlosch; ich war allein.
Da ward mein Fenster aufgemacht,
Und lange saßen wir zu zwein,
Ich und die Nacht.

Lulu.

Flüchtig wie auf hohen Matten
Einer Wolke scheuer Schatten
Rührte mich mit leisem Wehe
Deiner Schönheit stille Nähe.

Zwischen Traum und Traum zuweilen
Will das Leben mich ereilen,
Glänzt so gold und lockt so heiter,
Und erlischt — ich träume weiter.

Träume von den Augenblicken
Des Erwachens — von Geschichten,
Deren Schatten ob mir liegen,
Während meine Augen schliefen.

Valse brillante.

Ein Tanz von Chopin lärmt im Saal,
Ein wilder, zügelloser Tanz.
Die Fenster leuchten wetterfahl,
Den Flügel ziert ein welker Kranz.

Den Flügel du, die Geige ich,
So spielen wir und enden nicht
Und warten angstvoll, du und ich,
Wer wohl zuerst den Zauber bricht.

Wer wohl zuerst einhält im Takt
Und von sich weg die Lichter schiebt,
Und wer zuerst die Frage sagt,
Auf die es keine Antwort gibt.

Hier haben wir bereits jene echt lyrischen Grundtöne, die so selten sind, jene seelischen Unterströmungen, die in der Sphäre des Bewußt- Unbewußten, halb über, halb unter der Bewußtseinschwelle auf und nieder wallen und uns sofort die Stimmung vermitteln, aus der diese Gedichte entstanden sind. Es sind jene zwischen den Zeilen mitlaufenden und mitzitternden, wunderbar feinen Schwingungen der Seele, wofür die Zunge keinen Laut, die Sprache keine Worte findet, weil sie nur gefühlt und unmittelbar miterlebt werden können. Alles ist Stimmung und tiefste Empfindung. Hesse gehört nicht zu den Surrogat- und Reflexionspoeten, denen zuerst ein hübscher Gedanke, ein Reim oder eine Pointe einfällt, und die sich von da aus in das Gefühl und die Stimmung hineinlügen. Der Dichtungsprozeß geht bei ihm wie bei jedem echten Poeten gerade umgekehrt: Das Primäre ist die Stimmung, diese verdichtet sich zum klaren und anschaulichen Gefühl, um dann im niedergeschriebenen Wort seinen entsprechenden Ausdruck zu finden.

Wenn wir nun die dichterische Persönlichkeit Hesses in ihrer Gesamtheit betrachten, so scheint uns das Wesentlichste daran, daß diese Poesie im besten Sinne des Wortes modern ist, daß sie dem Gefühlsleben des heutigen, innerlich gesunden Menschen nahe kommt, wie selten etwas in unsern Tagen. Es ist, wie schon dargetan wurde, die Poesie der Sehnsucht und des Heimwehs unseres Jahrhunderts. Daraus geht ohne weiteres hervor, daß es keine laute und lärmende, keine kühn nach vorwärts stürmende und drängende Kämpferpoesie ist, die jauchzend und lachend über die Schranken springt und alles niedertritt, was sich ihr in den Weg stellt. Sondern es ist die Poesie der ernstesten und sinnendsten Menschen; ihr Reich ist das tiefblau-Träumerische und das rosenrot-Sehnsüchtige, das sanft verglimmende Abendrot und die mondbeglänzte stille Nacht, und wenn Geibel singt:

„Ich möcht' ein Lied ersinnen,
 Das diesem Abend gleich,
 Und kann den Klang nicht finden,
 So dunkel, mild und weich,“

so hat Hesse in seinen Dichtungen diesen Klang gefunden. Aber damit ist selbstverständlich nicht gesagt, daß es eine schwächliche und sentimentale, eine lebensverneinende Poesie ist. Im Gegenteil: gerade diese stillen, träumerischen Stunden sind es ja, wo wir Einkehr in unser Inneres halten, wo wir den Wurzeln alles Seins, den tiefsten Fragen unseres Lebens nachgehen, wo wir uns am eindringlichsten in das Universum versenken und uns dadurch klar werden, daß wir trotz alles Grübelns und Suchens, trotz alles Verlangens nach der Unendlichkeit nicht über das Reinmenschliche hinaus können, wo wir das erkennen,

was „unser Geschick an aller Welten ew'ges Schicksal bindet“, und wo uns das tiefe Wort Grillparzers in der „Jüdin von Toledo“ klar wird: „Die Welt ist nur ein ew'ger Wiederhall, und Korn aus Korn ist ihre ganze Ernte“.

In diesen Stunden lernen wir unser Haupt dem Schicksal beugen, lernen wir, uns still und ernst damit bescheiden, was uns als Menschen zukommt, und das festigt uns innerlich, hilft am meisten mit zu einer frohen und tapferen, über den Kleinlichkeiten des Alltags stehenden Auffassung des Lebens. Und gerade deshalb, gerade weil sie uns zu diesem innerlichen Gleichgewicht verhilft, ist die Dichtung Hesses stark und gesund und lebensbejahend.

Vielleicht wird nun der eine oder andere finden, daß ich in meinen Ausführungen zu wenig das wissenschaftliche Moment betonte, und daß die Anteilnahme am Stoff hin und wieder die kühle und gelehrte Abwägung etwas in den Hintergrund drängte. Wenn dies der Fall ist, brauche ich mich deswegen nicht lange zu entschuldigen, selbst wenn ich darauf verzichte, mich auf die in der Vorbemerkung betonten Grundsätze zu stützen, die für diese Abhandlungen leitend sein sollen. Denn ich glaube, es geschah aus Freude darüber, daß uns hier wieder einmal ein Dichter in des Wortes vollster Bedeutung erstanden ist, ein Dichter, der wie schon betont wurde, seine Stoffe nicht in das Leben hineinkonstruiert, um sie von da aus mühselig und unter vielen Verrenkungen, denen man nur zu sehr die Absicht anmerkt, wiederzugeben, sondern einer, in dem das Leben selbst dichtet, in dessen tiefer und warm empfindender Seele es künstlerische Form und Gestalt gewinnt, in dessen Hervorbringungen daher nicht das Berechnete und Gewollte vorherrscht, sondern das Echte und Bleibende, das innerlich wahrhaft Bereichernde. Und darüber dürfen wir uns in einer Zeit des Verlogenen und Gemachten, des überall künstlich Hineingetragenen und an den Haaren Herbeigezogenen, des Dekadenten und vielfach Ungesunden, in einer Zeit der Oberflächen- und Artistenkunst doch wahrlich aus vollem Herzen freuen.

Hermann Hesse steht heute in seinem 30. Lebensjahre. Wenn seine Entwicklung wie bis hieher weitergeht, dann wird uns die Hoffnung, die er schon zum Teil erfüllt hat, nicht trügen, die Hoffnung, daß er einer der großen Bereicherer werden möge in der Reihe derer, die uns in ihrem Schaffen unvergängliche Dokumente menschlichen Innenlebens hinterlassen haben.

F. D. Schmid.

